

Kein Schulterschluss unter Brüdern

Krisenzeiten lassen zerstrittene Geschwister wieder zusammenrücken. Das gilt leider nicht in Syrien. Alle Kirchen kämpfen ums eigene Überleben und tun sich schwerer denn je, an einem Strang zu ziehen. Und Hilfsorganisationen wissen kaum mehr, mit wem vor Ort sie zusammenarbeiten können.

Kaum eine Kirchenlandschaft ist so bunt wie die in Syrien. Neben griechisch-orthodoxen gibt es griechisch-katholische, armenisch-apostolische, syrisch-orthodoxe, syrisch-maronitische, armenisch-katholische, syrisch-katholische und chaldäisch-katholische Christen. Hinzu kommen noch einige wenige Protestanten, die sich allerdings wiederum in viele kleine Kirchen aufteilen.

Diese Vielfalt kann selbst studierte Kirchengeschichtler ins Schleudern bringen. Jede der syrischen Kirchen hat nicht nur ihre eigene Geschichte und ihren eigenen Ritus, sondern auch ihren eigenen Klerus. Und das kann insbesondere in Bürgerkriegszeiten zum Problem werden. Was der eine Bischof sagt, muss der andere noch lange nicht meinen. Entsprechend schwer hat es die Solidarität über Kirchengrenzen hinweg. Die gibt es zwar auf lokaler Ebene, wo unterschiedliche Gemeinden in der Flüchtlingshilfe zusammenarbeiten und ihre Kirchen und Gemeindehäuser für Schutzsuchende öffnen. „Doch auf der Ebene der Kirchenführungen ist die Zusammenarbeit sehr schwer“, sagt Habib Badr, Leitender Pfarrer der Nationalen Evangelischen Kirche in Beirut. Es sei schwierig, die Bischöfe und Patriarchen an einen Tisch zu bringen.

Auch Riad Jarjour, ehemaliger Generalsekretär des nahöstlichen Kirchenrats MECC und selbst aus Syrien stammend, kann in seiner Heimat keine ökumenischen Ansätze entdecken. „Leider ist der Middle East Council of Churches, der eigentlich eine einigende Rolle spielen sollte, derzeit dazu nicht in der Lage“, sagt Jarjour. Auch im Bereich der humanitären Hilfe gebe es keine Struktur, mit der die Kirchen gemeinsam auf die Situation reagieren könnten. „Um ihrer selbst Willen brauchen die Kirchen eine sichtbare Einheit, damit sie ihrem Auftrag gerecht werden können und die christliche Präsenz erhalten bleibt.“

Doch den syrischen Christen fehlt nicht nur die gemeinsame Struktur. Sie haben nicht einmal ein gemeinsames Feindbild. Wie die restliche syrische Bevölkerung teilen sie sich in (wenige) Befürworter des Regimes, (wenige) Anhänger der Opposition und eine große schweigende Mehrheit, die weder für die eine noch die andere Seite Partei ergreifen möchte. Für die Konfliktparteien werden sie immer wieder zum Spielball.

Die Allianz der Islamisten gegen uneinige Christen

Mit ihrem Unvermögen, an einem Strang zu ziehen, stehen die Christen in Syrien nicht allein. Andere religiöse und ethnische Gruppen tun sich in diesem Punkt genauso schwer. Jahrzehntelang haben die Führungsköpfe aus dem Assad-Clan, der selbst zur schiitischen Minderheit der Alawiten gehört, ihre Macht mit der Strategie „teile und herrsche“ gefestigt.

Nur eine Gruppe zeigt derzeit den Willen, für ein gemeinsames Ziel Kompromisse einzugehen: Ausgerechnet die verschiedenen islamistischen Rebellengruppen, die zum Teil aus Syrien stammen, zum Teil aus dem Ausland kommen, haben sich unlängst zusammengetan. Ende November vergangenen Jahres haben sieben islamistische Rebellenbewegungen die Islamische Front gegründet – für viele ein Alarmzeichen. Denn die Islamisten haben eine klare Vorstellung davon, wie das Land einmal aussehen soll: Sie kämpfen für einen islamischen Staat in Syrien.

Das macht allen ethnischen und religiösen Minderheiten große Angst. „Wir Christen müssen die Islamisten öffentlich fragen, welchen Platz wir in einem solchen Staat haben werden“, sagt Habib Badr. Wenn diese Frage endlich beantwortet sei, wisse auch der Westen, wie er sich den Fundamentalisten gegenüber verhalten muss.

Zu den beklemmenden Zukunftsszenarien kommen die gezielten Übergriffe auf Christen. Im April letzten Jahres wurden zum Beispiel zwei Bischöfe aus Aleppo entführt, von denen bis heute jede Spur fehlt. Christliche Dörfer und Städte, die eigentlich keinen militärstrategischen Wert haben, werden immer wieder Ziel von islamistischen Rebellengruppen. So zum Beispiel Maalula. Mehrfach wurde die kleine Stadt nordöstlich von Damaskus angegriffen. Sie ist der einzige Ort auf der Welt,

in dem noch Aramäisch, die Sprache Jesu, gesprochen wird. Für syrische Christen hat Maalula besondere Symbolkraft. Doch auch andere christliche Orte werden zur Zielscheibe der Islamisten. In Sadad nördlich von Damaskus starben im Oktober 45 Zivilisten. Nach Aussagen von Augenzeugen wurden sie zum Teil auf der Flucht erschossen. Die Rebellen zerstörten zahlreiche Kirchen oder nutzten sie als Rückzugsort. Auch von Zwangskonvertierungen ist die Rede. „Wenn das Heilige einer religiösen Gemeinschaft angegriffen wird, dann heißt das, dass diese Gemeinschaft nicht willkommen oder akzeptiert ist“, sagt Riad Jarjour.

In Sadad übernahmen später wieder die Regierungstruppen die Kontrolle. Wer will es den Christen vorwerfen, dass sie dies als Befreiung empfunden haben? Und wer will die Christen kritisieren, die in der Auswanderung ihre einzige Chance sehen? Mehr als 400.000 syrische Christen sollen das Land bereits verlassen haben. Und je länger der Bürgerkrieg dauert, desto mehr sinken die Chancen, dass sie irgendwann einmal wieder in die Heimat zurückkehren. Für die Kirchen bedeutet dies einen erheblichen Mitgliederschwund. Hinzu kommt, dass der Zeitgeist auch vor den Kirchen nicht Halt macht. Die junge Generation lässt sich nur noch bedingt etwas von der Obrigkeit sagen. „Die meisten Bischöfe und Patriarchen sorgen sich nur um die Zukunft ihrer eigenen Kirche und das führt dazu, dass man noch weniger solidarisch untereinander ist“, sagt Habib Badr.

Für kirchliche Hilfsorganisationen außerhalb Syriens stellt diese ökumenische Misere ein echtes Problem dar. Gerne würde man wie üblich die Gelder an eine zentrale kirchliche Einrichtung überweisen, mit denen alle oder wenigstens die meisten Kirchen in Syrien vertrauensvoll zusammenarbeiten

und die sich dezidiert neutral verhält. Doch diese Instanz gibt es nicht. Da verwundert es nicht, dass die Diakonie Katastrophenhilfe beispielsweise erst 2013 in die humanitäre Hilfe in Syrien eingestiegen ist. Man habe lange nach einem Partner gesucht, der den entwicklungspolitischen Kriterien des Hauses entspreche, heißt es bei der Diakonie. Mittlerweile arbeite man mit dem Griechisch-Orthodoxen Patriarchat von Antiochien zusammen.

„Den syrischen Christen erst einmal zuhören“

Unter dem Dilemma der Hilfsorganisationen leiden die syrischen Christen am allermeisten. Und manch einer fühlt sich von den Schwestern und Brüdern im Westen im Stich gelassen. Er könne leider nicht wirklich erkennen, wo deutsche Kirchen sich für ihre syrischen Geschwister einsetzen, sagt Riad Jarjour. „Wir brauchen die moralische, finanzielle und geistige Unterstützung der Kirchen Europas.“

Pfarrer Owe Boersma, Nahostreferent im Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW), möchte nicht einfach stehen lassen, dass die Kirche in Deutschland gar nichts tun würde und nennt als Beispiele das EMS-Projekt, die Partnerschaft der Evangelischen Kirche in Kurhessen-Waldeck mit der griechisch-orthodoxen Kirche sowie das Engagement des Gustav-Adolf-Werks in Syrien.

Die Frustration auf syrischer Seite kann er dennoch gut nachvollziehen. „Am Telefon berichten die Partner mir oft erst einmal davon, dass wieder engste Verwandte Schaden genommen haben, dass die Kirche, in der die Kinder getauft wurden, zerstört wurde, dass Bekannte von Kampftruppen als menschliche Schutzschilder missbraucht wurden oder dass es von Freunden kein Lebenszeichen mehr gebe“, sagt Boersma, der sich bei solchen Gesprächen dann oft in der Rolle des Seelsorgers sieht.

Immer wieder stelle er fest, dass es in Deutschland im Umgang mit syrischen Partnern keine „Struktur des Zuhörens“ gebe. „Syrische Christen brauchen neben finanzieller Hilfe auch die Möglichkeit, über all das Verlorene trauern zu dürfen und das heißt, dass wir ihnen erst einmal zuhören müssen“, sagt Boersma.

*Katja Dorothea Buck
Entnommen: EineWelt 1/2014, S. 21-24*